

Neues zur Wortstellung in DS 1985. – Im 13. Jahrgang der Zeitschrift *Deutsche Sprache*, Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation (Erich Schmidt Verlag) sind u. a. auch drei anregende Beiträge zu Fragen der Wortstellung erschienen. Davon beschäftigen sich zwei mit der Problematik der Vorfeldbesetzung, der dritte bringt einige Überlegungen zur Wortstellungsnorm in Deutschen und ihrer Vermittlung im fremdsprachlichen Deutschunterricht.

Als erster soll hier der Artikel von Rosemarie Lühr *Sonderfälle der Vorfeldbesetzung im heutigen Deutsch* (H. 1/1985, S. 1–23) besprochen werden. Die Autorin untersucht die aus der Fachliteratur bereits vielfach bekannten Fälle der mehrfachen Vorfeldbesetzung, wobei sie sich bemüht, indem sie anhand von weiterem Belegmaterial eine Klassifikation der vorhandenen Kombinationsmöglichkeiten vornimmt, zugleich auch Bedingungen für ihr Auftreten festzustellen. Sie unterscheidet zunächst zwei große Gruppen: erstens die Kombination von zwei nominal (und adverbial) realisierten Satzgliedern und zweitens die nominale Fügung + Adverbialsatz. Des weiteren differenziert sie noch zwischen „Kunstprosa“ und „normaler Sprache“. Die meisten Belege stammen erwartungsgemäß aus Feuchtwangers Buch „Erfolg“, und R. Lühr bringt ein Zitat aus einem bisher unveröffentlichten Aufsatz Feuchtwangers, in dem dieser über seine Bemühungen spricht, die technischen Mittel der neu entstehenden Filmkunst auf den Roman zu übertragen. Lühr sieht in der mehrfachen Vorfeldbesetzung eines dieser Mittel, „um den Eindruck der bildhaften Simultanität sprachlich wiederzugeben“. Damit wäre eine charakteristische Eigentümlichkeit im Personalstil Feuchtwangers hinlänglich erklärt. Wenn bei anderen Schriftstellern gelegentlich solche Konstruktionen auch vorkommen (Lühr zitiert Belege von Th. Mann und H. Hesse), so werden ähnliche sprachliche Effekte – wenngleich auch nur intuitiv angestrebt – als Motivation dafür anzusehen sein. Die Interpretation Lührs (S. 10 f.) klingt daher recht überzeugend. Weniger bereit ist man, einigen (wenn auch vorsichtig formulierten) Erklärungen im Abschnitt 1.1.1.–1.1.5. ohne weiteres zuzustimmen; so z. B. S. 9. Wir glauben nicht, daß der zitierte Beispielsatz *Die Kinder nach Stuttgart sollst du bringen*. „ohne Kontrast“ deshalb als schlechtes Deutsch beurteilt wird, weil „zwischen dem Akkusativobjekt und der vom Verb geforderten Richtungsbestimmung im unmarkierten Aussagesatz weitere Elemente eingeschoben werden können und das Akkusativobjekt so von einer vom Verb geforderten Richtungsbestimmung weiter entfernt steht als etwa bestimmte Adverbialia...“. So willkommen und plausibel eine solche syntaktische Erklärung zunächst auch erscheinen mag, so übersieht sie die entscheidende Tatsache, daß für diese Wortstellungsmuster in erster Linie semantische und kommunikativ-pragmatische Faktoren ausschlaggebend sind. Der Satz muß in erster Linie sinnvoll interpretierbar sein, und dies ist bei diesem Wortstellungsmuster wahrscheinlich ohne Kontrast überhaupt nicht möglich. Derartige Vorfeldbesetzungen haben n. u. M. im Prinzip zwei Funktionen:

1. Ausdruckstellung (nach E. Drach):

Der inhaltliche Schwerpunkt liegt im Vorfeld; hinter dem Vf stehen semantisch leere Wörter. Der Sprecher entläßt sich seiner Gefühle.

*Mit der Faust ins Ge'sicht schlagen* (besser noch: *in die 'Fresse hauen*) würde ich dich!

2. Das im Vorfeld Zusammengefaßte dient der Gegenüberstellung mit dem inhaltlichen Schwerpunkt im Hauptfeld (hinter dem Vf). Der Sprecher äußert sich zwar angariert, jedoch nicht affektiert.

*Jemanden (mit der Faust) ins Gesicht schlagen darf nicht einmal der Poli'zist!*

Diesen beiden Funktionen haben sich sowohl die lexikalische Besetzung als auch die Reihenfolge unterzuordnen. Die letztere ist natürlich syntaktisch geregelt (das ist bereits aus den Beispielsätzen ersichtlich) und daher dürften für sie dieselben Valenzbedingungen gelten wie im Hauptfeld, wo eine Instrumentalbestimmung unter geeigneten kontextuellen Bedingungen ohne weiteres eliminierbar ist und ihr Weglassen die Akzeptabilität des Satzes in keiner Weise beeinträchtigt.

Abgesehen von solchen Details wie die Interpretation einzelner Belege, die natürlich immer sehr schwierig ist, zumal sich mitunter auch mehrere Interpretationen anbieten, sind wir überzeugt, daß bereits die Aufstellung einer Liste von Satzgliederkombinationen, die bei der mehrfachen Vorfeldbesetzung vorkommen, einen wertvollen Beitrag zur Erforschung dieser Problematik darstellt.

Im Abschnitt 2 erörtert die Autorin zunächst den eventuellen Einfluß des Lateinischen auf die Entstehung der Konstruktionen „nominale Fügung + Adverbialsatz“ im Vorfeld, bezeichnet ihn schließlich jedoch als „höchst unwahrscheinlich“. Das Vorbild für diese Vorfeldbesetzung sieht sie eher in den Relativsätzen mit temporaler, konditionaler und kausaler Bedeutung, und dies ist sicherlich eine interessante Auffassung.

In ihren Schlußbemerkungen modifiziert R. Lühr die Ergebnisse der Arbeit von E. Grubačić und konstatiert in bezug auf die Häufigkeit dieser Vorfeldbesetzung einen Gegensatz zwischen Kunstprosa und normaler Sprache.

Der Artikel von Andreas Lötscher *Syntaktische Bedingungen der Topikalisierung* (H. 3/1985,

S. 207 – 229) behandelt z. T. dieselben Phänomene wie die Arbeit von R. Lühr, betrachtet sie aber von einer ganz anderen Seite. Unter Topikalisation wird die Vorfeldstellung thematisch in sich abgeschlossener und einheitlicher, stark akzentuierter Ausdrücke verstanden. Sie ist, wie Lötscher (S. 209) sagt, „ein Prozeß der relativ mächtig ist, d. h. der viele andere Stellungsprinzipien überwinden bzw. Stellungsbeschränkungen überwinden kann.“ So wird z. B. die Regel, daß das prädikative Attribut zum Objekt diesem folgen muß, durch sie ohne weiteres aufgehoben: *Zu heiß hat der Kellner die Suppe serviert*. Nachdem einleitend die Topikalisation in ihrem Verhältnis zu der Thema-Rhema-Gliederung und in bezug auf ihre Anwendbarkeit in der heutigen Standardsprache im allgemeinen diskutiert wird, nennt der 2. Abschnitt die funktionalen Vorbedingungen, unter denen die betreffenden Elemente topikalisiert sind. Sie müssen in sinnvoller Weise in Kontrast zu anderen Elementen gestellt werden können. Diese Erkenntnis zeigt die Ausnahmen der Vorfeldfähigkeit bei einigen Verbzusätzen sowie bei der Negation in einem neuen Licht. Im 3. Abschnitt wird dann anhand von Beispielsätzen die Topikalisation von Elementen aus Verbalgruppen und Nominalgruppen gesondert behandelt. Beide Male ist eine beliebig lange, aber zusammenhängende Folge von Elementen topikalisiert, bei der Verbalgruppe von links, bei der Nominalgruppe von rechts her. Lötscher diskutiert im Detail auch verschiedene Restriktionen, die für Genitivattribute sowie Elemente aus dativischen und präpositionalen Nominalphrasen gelten, wobei er zugleich eventuelle Gegenbeispiele und Ausnahmen erwähnt (dativische Pronominalphrasen, das sog. Quantorenfloating).

Der 4. Abschnitt „Topikalisation von Satzgliedgruppen“ setzt sich mit den Problemen auseinander, die – wie wir gesehen haben – auch R. Lühr in ihrem Artikel untersucht hat. Lötscher führt an, daß für die Verschiebung von nichtprädikativen Elementen zusammen mit den Prädikatsteilen in bezug auf die Satzgliedtypen mit Ausnahme des Subjekts keine festlegbaren Einschränkungen bestehen. Nicht eindeutig interpretierbar dagegen seien die Beispiele für mehrfache Vorfeldbesetzung mit Nominalgruppen: es könne eine Art vorangestelltes Attribut zur NG, aber auch eine Kombination von mehreren Satzgliedern vorliegen. Diese Interpretation ließe sich auch auf die Vorfeldstellung der Partikeln anwenden, was die Regelformulierung in diesem Bereich der Grammatik vereinfachen müßte. Im 5. Abschnitt werden dann als verallgemeinernde Prinzipien, auf die sich die Topikalisiertbarkeit von Ausdrücken zurückführen läßt, die Tilgbarkeit bei NP und die Pronominalisiertbarkeit bei VP genannt. Unter Berücksichtigung von den oben erwähnten Restriktionen werden zusammenfassend syntaktische Bedingungen für diesen Bereich formuliert (S. 221 f.). Im Abschnitt 6 wird – wie es scheint, vor allem der Vollständigkeit halber – die „Topikalisation aus Gliedsätzen und Infinitivkonstruktionen“ erörtert. Lötscher kann bei dieser eigentümlichen Verschränkung zweier Satzstrukturen auf verhältnismäßig reiche Literatur zu diesem Thema verweisen. Gleichwohl formuliert er auch hier verallgemeinernde Regeln: Aus Gliedsätzen lassen sich praktisch nur Angaben herauftopikalisieren, aus Infinitivkonstruktionen dagegen wohl auch Objekte, die zugleich dem Hauptsatz angehören. Damit dürften die Lücken in solchen Strukturen mittels von Tilgungsregeln ausfüllbar und folglich auch interpretierbar bleiben.

Der letzte Abschnitt bringt Vorschläge zur Einordnung der Topikalisation innerhalb des Rahmens einer Wortstellungsgrammatik des Deutschen. Ausgegangen wird von der Überlegung, daß dieses Verfahren einerseits die meisten Stellungsregeln voraussetzt, andererseits aber sehr viele davon auch überspielen kann. Die Lösung scheint für Lötscher, nachdem er zunächst andere Möglichkeiten in Erwägung gezogen hat, darin zu liegen, daß er zwei verschiedene Regelkomplexe voraussetzt. Von der Grundstellung mit Vf in Endposition werden einerseits die Sätze mit Verbzweitstellung, andererseits – über die Vf-Spitzstellung – die topikalisierten Strukturen generiert. Nach unserer Auffassung wird durch die hier verhältnismäßig ausführlich referierten Ergebnisse des Artikels von Lötscher die Hypothese der Verbzweitstellung entsprechend den sprachlichen Daten in dem Maße relativiert, daß dadurch das Phänomen „Topikalisation“ – bisher in der Wortstellungsproblematik trotz häufiger Diskussionen doch wohl eher als eine marginale Erscheinung angesehen – die richtige Einschätzung erfährt.

Der Aufsatz von Jacques Lerot *Zur Wortstellungsnorm im Deutschen* (H. 2/1985, S. 137 – 142) geht von der bekannten Tatsache aus, daß es die Vielfalt der Faktoren ist, aus der sich die Schwierigkeiten bei der Beschreibung der Satzgliedstellung ergeben. Regeln der Form „wenn A, dann B“ seien daher für diesen Bereich ungeeignet. Im Fremdsprachenunterricht nehmen die Stellungsregeln oft die Gestalt einer Transformation an, die sozusagen muttersprachliche Sequenzen in die der Zielsprache umsetzt. Ein solches Vorgehen ist aber für die Kommunikation in der betreffenden Sprache nur wenig effektiv. Die bisherigen Versuche, die Wortstellungsregularitäten aus grammatikalischen Daten der Zielsprache selbst herzuleiten, haben nach Lerot „einen ausgesprochen enzyklopädischen Charakter“. Dagegen ist nach seiner Meinung „eine gewisse Analogie zwischen Sprachproduktionsprozeß und Regelformulierung erforderlich“. Als „besonders interessant in

dieser Hinsicht“ bezeichnet er eine der Arbeiten B. Haftkas. Im weiteren wendet er sich den abweichenden Satzgliedfolgen zu, um durch ihre Analyse die Gründe für ihre Unakzeptabilität festzulegen. Er zählt zunächst die aus der Fachliteratur bekannten Stellungsprinzipien auf und konstatiert, daß gegen jedes dieser Prinzipien „verstoßen werden kann“. Erst durch die Häufung von Abweichungen gegenüber den „unmarkierten Abfolgen“ entstehen unakzeptable Sätze. Diese Hypothese Lerots wird wohl im allgemeinen richtig sein; das scheinen seine Beispielsätze nahezulegen. Der Fremdsprachenlehrer hätte sich aber gewünscht, daß J. Lerot seinen Vorstellungen über ein System von optimalen Grammatikregeln, „das die natürlichen Kodierungsprozesse simuliert“, deutlichere Konturen verliehen hätte, als es mit dem Hinweis auf Haftkas Arbeit geschehen ist.

*Jaromír Zeman*

**Geschichte der deutschen Sprache. Mit Texten und Übersetzungshilfen. Verfaßt von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Wilhelm Schmidt. 5. überarbeitete und erweiterte Auflage. Volk und Wissen Verlag Berlin 1984. 412 S. + Anlagen.**

Das hier anzuzeigende Hochschullehrbuch, das das erstmal im J. 1969 erschienen ist, präsentiert sich nach fünfzehn Jahren in der 5. überarbeiteten und erweiterten Auflage als ein sehr bewährtes Handbuch. An der Bearbeitung und vor allem Fertigstellung der vorliegenden Auflage hat nach dem Tode von W. Schmidt der neue Leiter des Autorenkollektivs, H. Langner einen entscheidenden Anteil, was sich in der Einarbeitung vieler neuer Kenntnisse beobachten läßt, insbesondere z. B. in dem Kapitel über die Existenzformen. In diesem Zusammenhang erlaube ich mir, gleich hier eine Bemerkung zur Terminologie der höchstentwickelten Existenzform der Nationalsprache, die früher als Schriftsprache und die in den früheren Auflagen dieses Buches als Gemeinsprache bezeichnet wurde; in der vorliegenden Auflage wird sie terminologisch als Literatursprache wiedergegeben.<sup>1</sup> Es stimmt zwar, daß der Terminus Schriftsprache z. T. zu den bekannten unerwünschten Assoziationen geführt hat, aber auf der anderen Seite wird nicht einmal die Literatursprache völlig eindeutig interpretiert, da damit manchmal lediglich die schöne Literatur gemeint wird. Im Tschechischen gibt es übrigens eine Parallele (samt ähnlichen Assoziationen) für die Schriftsprache/spisovný jazyk, aber man ist ohne Bedenken bei diesem Terminus geblieben und das, was im Deutschen (und auch in diesem Buch) neuerdings, unter „Hochlautung“ und „Schriftsprache“ verstanden wird, wird durch „geschrieben“ und „gesprochen“ wiedergegeben.

Der Stoff des Lehrbuches ist in traditioneller Weise in vier Kapitel eingeteilt, die entwicklungs-gemäß den Hauptstapen des Deutschen entsprechen (Ie., Ahd., Mhd., Frnhd.). Die einzelnen Entwicklungsabschnitte werden weiter noch subtiler eingeteilt und ausgedeutet, wobei jedoch die Grundkonzeption dieser erweiterten Auflage beibehalten blieb. An vielen Stellen sind jedoch Präzisierungen, Ergänzungen auch konzeptioneller Art vorgenommen, die im folgenden wenigstens partiell thematisiert werden sollen. Zu den bemerkenswerten Neuerungen gehört unter anderem schon das methodologische Kapitel, das die eigentliche Sprachgeschichte einleitet, und in dem z. B. sehr richtig betont und gezeigt wird, daß in der Sprachgeschichte die sprachinternen Faktoren der Entwicklung mit den sprachexternen proportionell erforscht werden müssen. Ein anderer Grundsatz dieses Kapitels ist ferner die Tatsache, daß bei der Erläuterung der jeweiligen Veränderungsprozesse formale, inhaltliche, funktionale sowie sprachsoziologische Aspekte zu berücksichtigen sind und mit den Bedingungen und Folgen in kausalem Zusammenhang zu reflektieren sind. Es wird auch auf die Problematik der Kriterien bei der Periodisierung eingegangen, die in jeder Sprachgeschichtsschreibung notwendig ist, wobei zugleich gezeigt wird, daß es nicht einfach ist, eine allseitig richtige und objektive Periodisierung aufzustellen. Es ist also richtig, daß bei den speziellen Grammatikteilen die weitgehend gebräuchliche Einteilung ins Ahd., Mhd. und Frnhd. beibehalten blieb.

Die vier Hauptkapitel sind methodologisch einheitlich aufgebaut: nach den knappen Bemerk-

<sup>1</sup> Auf S. 136 sollte übrigens die „Gemeinsprache“ durch „Literatursprache“ ersetzt werden. „Die schriftliche Ausprägung der Gemeinsprache, die Schriftsprache, hat...“